



Marco Balzano
*Das Leben
wartet nicht*

Roman · Diogenes

»Du Lügner, du hast überhaupt keinen Cousin!«

»He, Kleiner, was erlaubst du dir!«, schrie er. »Hast du deine guten Manieren zu Hause gelassen?« Er versetzte mir einen Stoß und seufzte dann: »Es war ein Fehler, dich mitzunehmen, ich wusste ja nicht, wie ungezogen du bist.«

»Und ich wusste nicht, dass ich mit dir am Bahnhof übernachten muss.«

Er ließ mich bei den Koffern auf der Piazza zurück und ging los, um jemanden zu fragen, wo Baranzate liegt, der Ort, wo sein Phantomcousin wohnte. Allein saß ich im Nebel, und als er endlich wiederauftauchte, sagte er: »Ninuzzo, gib mir die Hand, bevor uns dieser Nebel verschluckt und wir uns nie wiederfinden.«

Erst nach einer Stunde Herumfragen erklärten ^{52}uns ein paar Leute, dass Baranzate ein Dorf war, das man mit der Tram erreichte. »Aber jetzt ist's zu spät«, sagte einer abschließend, »morgen früh fährt sie wieder.«

»Könnten wir nicht bei euch schlafen, ich und der Kleine?«, fragte Giuvà und hielt ihnen die offene Zigarettenschachtel hin.

»Bedaure«, erwiderte der Größte von ihnen ohne das geringste Bedauern.

Sie rieten uns, im Mondschein zu schlafen, »ist doch nicht so schlimm«, »haben wir alle durchgemacht«, sagten sie, während sie Zigaretten schnorrt bis zum Gehnachtsmeh.

Im Mondschein zu schlafen klang romantisch, dabei bedeutete es, die Nacht in einer Anlage in der Nähe der Via Ferrante Aperti zu verbringen, auf einem Platz mit Zaun drum herum, der nichts mit Russòs Privateigentum zu tun hat. Manche hatten sich einfach auf den Boden geworfen, unter dem Hintern eine aufgeweichte Zeitung, die wer weiß wer dort liegengelassen hatte. Andere schliefen unter ihrem Gepäck begraben, dicht aneinandergedrängt, um sich zu wärmen, wie die Kaninchen es machen. Auf den ersten Blick glichen sie den Toten auf einem Schlachtfeld. Mit meinem Gebrüll zwang ich Giuvà, in den Bahnhof zurückzukehren, und als eine Bank frei wurde, ließ ich einfach alles ^{53}neben ihm stehen und besetzte sie. Er legte sich mit seinem dünnen langen Körper neben mich auf den Boden, den Kopf auf einen Koffer gebettet und die anderen fest in der Hand.

Beim Aufwachen am nächsten Morgen tat uns alles weh. Vor der öffentlichen Bedürfnisanstalt mussten wir endlos Schlange stehen, um uns zu waschen, und aus den Klos drang ein Geruch ... im Vergleich dazu war Turuzzus Laden eine französische Parfümerie. Zur Versöhnung ging Giuvà mit mir in die Bar und kaufte mir ein süßes Brötchen. Ein zweites klaute ich mir, da ließ sich der Tag schon besser an. Auch weil wir anschließend die Tram nahmen, die mir sofort gefiel mit ihrem Scheinwerfer, der aussieht wie das Auge des Polyphem. Ich lief im Wagen der Nummer 19 hin und her, setzte mich auf die Holzbänke und stand wieder auf, lächelte den Damen und den in die Zeitung vertieften Herren im Mantel zu, kurz, ich schlug die Zeit tot.

Schließlich erreichten wir Baranzate, die Endhaltestelle. Ein trister, öder Ort. Mietskasernen über Mietskasernen, mehr gibt es nicht zu sagen. Es gibt auf der Welt einfach Orte, Personen und Arbeiten, für die sehr wenige Wörter genügen. Für Baranzate zwei: Mietskasernen und Schlote. Ja, denn überall gab es Fabriken mit Schloten, die dichte

{54}Rauchwolken ausstießen. Sie lösten sich nie auf. Der Rauch schwebte immer dicht und eklig über unseren Köpfen. Giuvà und ich sahen mit Stielaugen zu den hohen Dächern der Wohnblöcke hinauf und von da zu einem Zementrohr, das den Himmel verunstaltete.

Die Straßen waren menschenleer. Und noch etwas fiel mir sofort auf. In San Cono herrscht rund um die Uhr Bewegung, Leute gehen spazieren, machen Besorgungen, verkaufen etwas, bleiben stehen und unterhalten sich. Rund um Mailand, in Orten wie Baranzate, wo die Menschen nur zum Schlafen heimkommen, rührt sich nur etwas, wenn die Arbeiter in die Fabrik gehen und wenn sie Feierabend haben. Die übrige Zeit, tote Hose. Deshalb hoffte ich am Anfang noch, bald nach San Cono zurückzukehren, denn auch wenn es dort nach Hunger riecht, hast du doch die Natur um dich, und der Himmel ist so klar wie dein Atem. Auch Maddalena wollte weg, nachdem wir geheiratet hatten. Sie träumte davon, eine Trattoria am Meer zu eröffnen, denn sie kocht leidenschaftlich gern und bereitet zu jeder Mahlzeit Pasta, Hauptgericht und Beilagen zu. Und außerdem liebt Maddalena das Meer. Sobald sie an den Strand kommt, läuft sie los, die Sandalen in der Hand, und springt Hals über Kopf ins Wasser. Doch schon nach kurzer Zeit {55}haben wir nicht mehr an unsere Träume gedacht. Wir haben vergessen, dass es sie gibt.

Der Block, in dem Giuvàs Cousin wohnte, war ebenfalls hässlich. Zehn grauschwarze Stockwerke, rissige Fassade, im Treppenhaus ein modriger Geruch. Sie nannten das Haus den Bienenstock, denn die Wohnungen waren wie Waben. Ziemlich bequem, das gebe ich zu, aber nicht größer als Zellen. Da lebten nur wir Südtaliener und Schluss. Die aus dem Veneto und aus der Emilia Romagna wohnten zwar in derselben Straße, aber in einem anderen Bienenstock, zusammen mit den Sarden. Meiner Ansicht nach war die Fassade grau, aber manche sagten, sie wäre sandfarben, andere hellgrün.

In der Wohnung war keiner da, und so befahl mir Giuvà, mich aufs Gepäck zu setzen, während er herumlief, um nach seinem Cousin zu fahnden. Als er zurückkam, hatten sie ihm den einzigen Koffer geklaut, den er nicht bei mir zurückgelassen hatte. Er tat mir leid, vor Aufregung stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Es seien von seiner Frau und seiner älteren Tochter Felicetta zubereitete Spezialitäten drin gewesen, sagte er, und nun stehe er mit leeren Händen da wie ein Trampel vom Land, der nicht weiß, was sich gehört. Wir warteten stundenlang, und um mich bei Laune zu halten, ging er mit mir in die Trattoria in der Nähe des Bienenstocks. Als {56}wir herauskamen, war ich zwar satt, konnte mich aber trotzdem kaum noch auf den Beinen halten und hätte mich gern ein bisschen ins Bett gelegt.

Um fünf Uhr nachmittags tauchte schließlich die Frau des Cousins auf, die Mena. Giuvà hatte Tränen in den Augen vor Rührung. Sie gefiel mir, hatte kräftige Waden, breite Hüften und ein rundes Mamagesicht. Und in der Tat gingen wir, um ihre Bälger abzuholen, bei der Nachbarin im ersten Stock vorbei, einer Frau aus Lukanien, die die Kinder des gesamten Bienenstocks hütete. Mario, der Größere, war drei und ein sehr aufgewecktes Kerlchen. Der andere, Carletto, war noch kein Jahr alt. Giuvà fing sofort an, mit der Mena zu quatschen, und überließ mir unser ganzes Zeug. Ich schleppte immer zwei Koffer auf einmal die schmutzigen Treppen hinauf und wiederholte im Kopf: »Giuvà, du Scheißkerl, der Teufel soll dich holen.«

Die Wohnung im Bienenstock ist auch so eine Geschichte, für die man wenige Wörter braucht. Nicht, weil sie hässlich war, sondern wegen ihrer schrecklichen Trostlosigkeit. Die Küche, die sich abends in mein und Giuvàs Schlafzimmer verwandelte, wenn wir von dem kleinen Balkon, wo alles Mögliche lagerte, die Feldbetten reinholten, das Zimmer von Mena und Giorgio, wo die Männer nach dem Abendessen auf zwei Stühlen saßen und ^{57}Wein süffelten, und dann noch das Wunderwerk von einem Bad, mit Kloschüssel und Wasserspülung, da bekam man echt Lust, zu jeder Zeit seine Bedürfnisse zu verrichten. Durchs Fenster jedoch sah man nur auf den Bienenstock der Leute aus Venetien und auf den Schlot, der nie zu qualmen aufhörte. Kein bisschen Himmel.

Fürsorglich bot die Mena uns einen Espresso an, doch als ich ihr sagte, dass Wein und Kaffee nicht meine Sache seien, lächelte sie und gab mir nicht einmal ein Glas Wasser. Giuvà und die Mena hatten sich viel zu erzählen, machten einander Komplimente und sprachen über die Maurerfirma, die Giuvà und sein Cousin gründen wollten. Ich aß schweigend ein Stück der Schokolade von Lehrer Vincenzo. Sie war schon ein bisschen alt, mit weißen Streifen auf den Riegeln, aber trotzdem besser als Kaffee. Dann schlief ich, ohne es zu merken, auf dem Stuhl ein. Giorgio lernte ich erst am folgenden Tag kennen.

Ins Bad durfte ich erst, wenn sich alle anderen gewaschen hatten. Mein Handtuch über dem Arm stellte ich mich an, doch sobald ich dran war, drängte sich immer jemand vor. »Du nachher«, sagten sie, und die Türe schloss sich erneut. Die einzige Lösung war, morgens vor den anderen aufzustehen. Manchmal schaffte ich es und wusch mich in aller Ruhe, benutzte heimlich das heiße Wasser und fühlte mich himmlisch. Manchmal schloss ich mich ganze halbe Stunden lang im Bad ein, denn es schien mir der einzige Ort zu sein, wo ich zur Ruhe kam. Die Ellbogen auf die Knie gestützt, saß ich auf der Kloschüssel, bis ich es barsch klopfen oder jemanden schimpfen hörte.

Giorgio lernte ich kennen, als er sich grade rasierte, zur Begrüßung fuhr er mir mit der Hand übers Gesicht und hinterließ eine Schaumflocke auf meiner Backe.

»Wirst sehen, bald sprießt dir auch schon der Bart«, sagte er.

{59}Am ersten Tag wachten wir früh auf. Wir tunkten ein paar Kekse in unsere Milch und machten uns sofort auf den Weg. Kaum waren wir draußen, steuerte Giuvà mit mir eine Bar an. Er tingelte gern von einer Bar zur anderen, um sich ein Gläschen Wein hinter die Binde zu gießen und dann im Freien zungenschnalzend eine Zigarette zu rauchen. Mit der Straßenbahn fuhren wir bis Corso Buenos Aires. Dort trennten wir uns.

Wie herrlich, alleine loszulaufen! Ohne Giuvàs Gejammer, das mir wie eine gesprungene Schallplatte in den Ohren dröhnte. Ich hatte schon gehaut, dass es ein guter Tag werden würde. Es herrschte starker Wind, und kaum aus der Straßenbahn ausgestiegen, flog mir eine karierte Mütze zu, die es einem Herrn vom Kahlkopf geweht hatte. Sofort setzte ich sie auf, und als der Mann sich verzweifelt umsah, schlüpfte ich in ein Gässchen, wie es sie auch in Mailand gibt, wenn du sie zu finden weißt.

Ich begann mit den Herrenfriseuren. Ich ging hinein, nahm die Mütze ab, die mir bis zur Nase reichte, und stellte meine Frage.

»Wir nehmen keine *Napulìs*«, antworteten manche, ohne mich überhaupt ausreden zu lassen.

Damit das klar ist: Dass mich alle *Napulì* nannten, habe ich nur ertragen, weil ich einen von meiner Mama gestrickten Pullover trug, auf dem in {60}der Mitte ein schönes N prangte, es war aber das N von Napoleon, dem siegreichen General, nicht von Ninetto und noch viel weniger von *Napulì*. Ich glaubte, dass sie mich wegen des Buchstabens auf meinem Pullover so anredeten, und ließ es gut sein, schließlich konnte ich ja nicht jedes Mal wieder erklären, dass ich noch nie in Neapel gewesen war und über die Stadt nur wusste, was ich im Erdkundeunterricht gelernt hatte. Ich ging wieder hinaus, und in ihrer seltsamen Sprache riefen sie mir nach, ich solle die Tür fest schließen. Nach längerem Herumfragen begriff ich, dass die Friseure schon genug Buben hatten, die aufkehrten und

ihnen Scheren, Pinsel und Pomaden reichten, also versuchte ich es in einem Dutzend Bars, aber nichts zu machen. Dann in einer Bäckerei. In einer Pizzeria. In einer Buchhandlung. In einem Hemdengeschäft! So etwas hatte ich noch nie gesehen, mit Hemden überall, aber auch da, keine Chance. Bis der Corso zu Ende war. Vor mir lagen eine weitere breite Straße und dann die Grünanlagen der Porta Venezia. Ich ließ den Blick schweifen und erkannte auf der anderen Straßenseite noch mehr Läden. An einem davon stand »Wäscherei am Corso«. Den ging ich mir ansehen. Hinter der Scheibe standen vier Mädchen am Bügelbrett, und die Dampfwolken färbten ihre Wangen rot wie Pfirsiche. Sie waren hübsch, vor ^{61}allem aber eine, blond und mit üppigem Busen! An der Tür hing ein Schild: »Laufbursche gesucht«. Sogleich glättete ich mir mit den Händen die Haare und trat ein. Eines der Mädchen sah mich interesselos an und rief die Chefin. Die brüllte: »Frag ihn, ob er heute gleich anfangen kann! Frag, ob er ein Fahrrad hat!«, worauf mich das Mädchen zu dem Zimmer führte, aus dem die unangenehme Stimme kam. Bevor sie mich einließ, flüsterte sie mir ins Ohr: »Wenn sie dich fragt, ob du dich in Mailand auskennst, sag immer ja, sonst nimmt sie dich nicht.« Damit schob sie mich hinein.

Hinter einem Tisch saß eine fette Frau mit Brille auf der Nasenspitze, die Hände voller Quittungen, Rechnungen und sonstiger Papiere.

»Kann ich dir vertrauen, oder bist du wie die anderen *Napuli*?«

»Aber nicht im Traum, *signora mia*.«

»Kennst du die Straßen hier in der Gegend?«

»Wie meine Westentasche.«

»Bist du sicher, dass du mehr taugst als die anderen *Napulis*?«

»Signora, ich schwöre es Ihnen.« Und ich küsste meine gekreuzten Finger.

»Für das Fahrrad musst du mir drei Tage Kautions hinterlegen. Der Lohn beträgt 1800 Lire pro Woche, zahlbar am Samstag.«

^{62}»Signora, sehr gern, der Lohn ist mir recht, aber leider weiß ich nicht, was diese Kautions ist, sonst hätte ich sie Ihnen gegeben.«

Die fette Frau grunzte und schnaufte, aber nun hatte ich sie schon in der Hand. Ihre Ermahnungen zur Höflichkeit gegenüber den Herrschaften, bei denen ich Kleidung, und den Kellnern, bei denen ich Tischdecken und Servietten abliefern sollte, waren nur noch heiße Luft. Ich hatte eine Arbeit und ein Fahrrad! Am liebsten hätte ich gleich einen Brief mit Durchschlag geschrieben, um es ganz San Cono wissen zu lassen. Ich fühlte mich wie ein regelrechter Glückspilz, doch die Wahrheit ist, dass es in jenen Jahren und auch danach an Arbeit niemals fehlte. Man konnte sich sogar erlauben, den Chef zum Teufel zu schicken – ihn und seine ganze Sippe – und am Freitag rausgeworfen zu werden, denn schon am Montag hatte man anderswo was gefunden.

Die Arbeit war einfach. Die in Cellophan verpackten Schlafröcke holte ich bei Carmela ab, die Tischdecken bei Maria Rosa, und dann verstaute ich sie zusammen mit Luisa sorgfältig in dem Weidenkorb, der an dem Fahrrad festgebunden war. Die Mädchen lächelten mir zu wie lauter Mütter, und jedes Mal, wenn ich zurückkam, um den Korb zu ^{63}beladen, wünschte ich mir sehnlichst, von Maria Rosa umarmt zu werden und mein